



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 199.

Freitag, 27. August

1926.

Das Sechstagerennen.

Roman von Curt Seibert.

(Nachdruck verboten.)

(7. Fortsetzung.)

Inzwischen hatte Radoshla den guten Melchior in hellste Verzweiflung getrieben. Am Tage, als Henken den Brief an Frau Jutta schrieb und sie auf Ende der Woche zu der Unterredung bestellte, wartete er vor der Börse, wo Herr Melchior zu tun hatte, bis dieser erschien und auf sein Auto zuschritt. In diesem Moment kam Radoshla wie von ungefähr daher, stuchte beim Anblick Melchiors, ging dann auf ihn zu und begrüßte ihn herzlich.

„Grüß dich Gott, lieber Schröder. Wie schaut's? Was machst du in Wien?“

Melchior begrüßte wie einer, der nicht weiß, was los ist, hilflos und linksisch. Er kannte den andern bestimmt nicht.

„Entschuldigen Sie, ich heiße nicht Schröder, mein Name ist Melchior.“

Radoshla lachte wie über einen guten Scherz.

„Mache keine Miße, altes Haus. Ich hab' dich gleich wiedererkannt. Kennst du deinen alten Freund Seidenspinner nicht mehr?“

Paul Melchior überlegte. Zwar wußte er noch immer nicht, was er mit dem Mann anfangen und wo er ihn hinführen sollte, auch hatte er noch niemals den Namen Seidenspinner gehört.

„Sie verzeihen gütigst, es muß eine Verwechslung vorliegen, ich heiße wirklich nicht Schröder.“

Nun war es an Radoshla, ein mehr als erstauntes Gesicht zu machen.

„Nicht möglich“, rief er aus. „So etwas von einer Ähnlichkeit ist mir noch nicht vorgekommen. Die Sprache, die Bewegungen und die Figur, nein, daß es so etwas gibt.“

Und nach einer kleinen Pause...

„Ich bitte vielmals um Vergebung, aber die Störung war entschuldbar, ich glaubte wirklich...“

Fort war er und ließ den Bankier allein, der darüber nachdenken mochte, daß er zweifellos einen Doppelgänger habe, und zwar einen, dessen Ähnlichkeit mit ihm geradezu verblüffend sein mußte.

Am Abend darauf war Melchior im Neuen Volkstheater, wo er abonniert war. Den Platz ließ er niemals verlassen, dagegen zog Frau Jutta die Oper vor, so daß sie öfters getrennt ausgingen, um später gemeinsam irgendwo zu speisen. Man gab ein nettes Lustspiel aus dem Französischen und in den beiden ersten Akten wurde sehr gelacht. Auch Paul Melchior, als harmloses Gemüt ein dankbares Objekt für jeden alten Witze, besand sich in angeregtester Stimmung. Während der Pause trat er an das Buffet, das im Foyer aufgebaut war, um ein Schinkenbrötchen zu essen und ein Glas Sherry zu sich zu nehmen. Man stand dicht gedrängt, da das Theater überfüllt war und das altertümlich enge Foyer den modernen Ansprüchen nicht mehr genügte. Plötzlich hörte Paul Melchior dicht neben sich einen Herrn zu ihm sprechen.

„Was ich dir noch sagen wollte, Oskar, heute morgen habe ich eine sehr komische Begegnung gehabt. Vor der Börse traf ich einen Herrn, der dir aufs Haar ähnlich

deinen Doppelgänger, wie er im Buche steht. Natürlich sprach ich ihn an, aber er war's nicht...“

Melchior drehte sich um, tatsächlich, da stand der Herr von heute morgen, der sich Seidenspinner genannt hatte, neben ihm, bezahlte eine Flasche Bier und schien gar nicht zu bemerken, daß er neben dem Falschen stand.

„Mein Herr, ich sagte Ihnen heute morgen schon, daß es sich um eine Verwechslung handeln muß. Ich heiße nicht Oskar, sondern Paul, und nicht Schröder, sondern Melchior, und ich habe leider nicht das Vergnügen, Sie zu kennen.“

Radoshla ließ seine Bierflasche aus der Hand fallen, daß sie auf dem Boden zerschellte und die Menschen erschreckt zur Seite sprangen.

„Das ist ja wirklich allerhand. Eben stehe ich noch neben meinem Freund Schröder und auf einmal sind Sie da.“ Und dabei trugen Sie denselben Anzug wie er! Das muß ich mal gleich Oskar erzählen.“ Und er schritt schnell davon, den Kopf hochgeredet, als ob er jemand in der Menge suche.

Melchior interessierte die Sache insofern auch schon, als es einen Menschen gab, der ihm so ähnlich sah, daß dessen Freund ihn zweimal verwechselte, obwohl er dicht neben ihm stand. Daß dieser Freund Oskar denselben Anzug trug wie er, war auch nicht uninteressant, man konnte sich den Doppelgänger ja mal ansehen. Rasch ging er hinter dem Fremden her, verlor ihn aber bald im Gewühl und konnte auch dessen Freund, der ihm so ähnlich sah, nicht entdecken.

Radoshla hatte ganz richtig gerechnet, dem Bankier ging die seltsame Affäre nicht aus dem Kopf, er sann und sann darüber nach, und man hätte ihm keinen größeren Gefallen tun können, als ihn nochmals mit diesem Fremden zusammenzubringen. Doch zwei ganze Tage ließ sich Radoshla nicht bliden, dann tauchte er wieder auf. Er beobachtete, wie Melchior an diesem Nachmittag eine Trambahn bestieg und vor die Stadt fuhr. Dort war ein hübsches, kleines Gartenlokal, am Wasser gelegen, mit Militärkonzert. Melchior liebte es ab und zu, sich derartiges anzuhören, lärmende Musik ohne Inhalt, bei der man nicht zu denken brauchte. Das tat wohl nach des Tages Mühe und Arbeit. Radoshla folgte in respektvollem Abstand mit einem Mietauto der Bahn, stieg etwas abseits vom Wege aus, spazierte noch eine Viertelstunde, nachdem Melchior das Lokal betreten hatte, umher und ging erst dann in den Garten. Hier suchte er lange nach einem passenden Platz. Abfällig kam er mehrfach in geringer Entfernung an Melchior vorüber, so daß dieser ihn sehen mußte.

„Das ist doch der Herr“, dachte Paul Melchior, „nun bin ich gespannt, ob er wieder auf mich hereinfällt.“

Und einem plötzlichen Impuls folgend, winkte er mit der Hand und rief:

„Hallo — alter Junge — komm 'rüber!“

Radoshla drehte sich um, grüßte lebhaft und kam rasch näher. Kurz vor dem Tisch stuchte er und brach dann in ein schallendes Gelächter aus.

Melchior. Aber diesmal habe ich Sie doch erkannt.

„Wie das?“

„An Ihrem Siegelring. Mein Freund Oskar trägt keine Ringe.“

„Sie beobachten gut, Herr...“

„Seidenspinner“, stellte sich Radochla vor. „Darf ich Platz nehmen?“

„Aber bitte. Übrigens, Sie müssen mir Ihren Freund vorstellen. Sieht er mir wirklich so ähnlich?“

„Es ist geradezu lächerlich, auf ein Haar, mein Ehrenwort. Die Ähnlichkeit ist geradezu grotesk. Ich muß die beiden Herren mal zusammenbringen, damit Sie sich einigen, wie Sie sich in Zukunft verändern“, lachte er.

„Aber nur nicht in einem großen Lokal. Die Leute werden lachen, wenn sie zwei Menschen sehen, die sich derart gleichen.“

„Nun, vielleicht in Ihrem Hotel?“ schlug Radochla vor.

„Ich habe kein Hotel, ich bin Bankier.“

„Weiß ich, aber Sie wohnen im Hotel „Zum Anker“.“

„Wo?“

„Im „Anker“, Roßgasse 6.“

„Wie kommen Sie darauf?“

„Weil ich Sie stets dort hineingehen sehe.“

„Wo liegt das Ding?“ fragte Melchior interessiert.

„Ich sagte schon: Roßgasse 6.“

„Da bin ich mein Lebtag noch nicht gewesen.“

„Sie scherzen.“

„Keineswegs.“

„Das ist mir unbegreiflich.“

„Warum? Es könnte doch Ihr Freund gewesen sein.“

„Ausgeschlossen! Oskar geht doch nicht mit Ihrer Frau in ein Hotel.“

Melchior griff erregt nach des andern Arm.

„Meine Frau? Was soll das heißen?“

„Um Gotteswillen, machen Sie kein Aufsehen. Ich kann doch nichts dafür, aber ich habe mehrfach, zum Beispiel gestern noch, Sie oder, da Sie ja ableugnen, es gewesen zu sein, einen Herrn, der Ihnen glich, mit Ihrer Frau in jenes Hotel eintreten sehen.“

Die Gedanken rasten durch des Bankiers armes, gequältes Hirn. Tutta mit einem Herrn. Sie betrog ihn. Aber mit wem? Einer, der ihm ähnlich sah. Natürlich, damit Bekannte, denen sie begegnete, keinen Verdacht schöpften. Am Ende war es doch jener Schröder. Aber Tutta? Seine Frau? Woher wußte dieser Seidenspinner, daß es gerade Tutta war?

„Woher wußten Sie, daß es meine Frau ist?“ stieß er, am ganzen Körper zitternd, hervor.

„Ich habe diese Dame mal auf dem Rennplatz gesehen, und da sie ausnehmend schön ist und dazu auffallend gekleidet war, fragte ich jemand, ob er sie kenne. Und da wurde mir gesagt: Das ist doch Frau Bankier Melchior.“

„Und dieselbe Dame sahen Sie... Kein Irrtum ist möglich?“

„Irrtum ist ausgeschlossen“, sagte Radochla. Sie trug übrigens dieselbe Toilette wie damals auf dem Rennplatz. Soll ich sie beschreiben?“

— — — — —
Und er beschrieb Frau Tutta mit einer Genauigkeit, vom Hute mit dem grünen Band bis zu den braunen Schuhen mit dem weißen Einsatz und den grünen Knöpfen, daß ein Zweifel nicht möglich war. Melchior, dem der Angstschweiß auf die Stirne trat, hörte genau zu. Nein, ein Irrtum war hier nicht vorhanden. Wenn Tutta nicht auch eine Doppelgängerin besaß, konnte es sich nur um seine Frau handeln. Berge stürzten über ihm ein. Wenn er auch eifersüchtig war und seine Frau oft genug damit quälte, so hatte er im Grunde doch felsenfest auf sie gebaut. Nun war alles zu Ende. Aber zuerst mußte er sie natürlich überraschen, denn ungesehen glaubte er doch noch an einen Irrtum. Doch dazu mußte ihm jetzt Herr Seidenspinner verhelfen.

Die List war gelungen, Melchior hatte angebissen. Aber jetzt stellte sich Radochla auf einmal schwerhörig. Der Bankier verlangte von ihm Beihilfe in

ganz es ihn an, wenn andere Leute ihre Ehe brachen, aber wenn Melchior von dem Hotel „Zum Anker“ keine Ahnung hatte, war zweifellos doch sein Freund Schröder derjenige welcher. Und seinen besten Freund sollte er schände verraten? Nimmermehr! Außerdem, wie dachte sich Herr Melchior den Überfall? Er könnte doch nicht Oskar fragen: Wann gehst du mal wieder mit Frau Melchior in den „Anker“? Oder wollte sich Herr Melchior vor diesem Hotel auf die Lauer legen, bis die beiden mal wieder erschienen?

Paul Melchior sah das alles ein, aber er mußte zum Ziel kommen, koste es, was es wolle. Er verlegte sich aufs Bitten. Er müsse Gewißheit haben, Herr Seidenspinner wisse doch, wie schrecklich es sei, im Dunkeln zu tappen. Seinem Freunde werde nichts geschehen, darauf gebe er sein Ehrenwort. Ihm liege nichts an diesem Herrn Schröder, er könne ebenjogut ein anderer sein. Nur Beweise müsse er haben, wenn er sich scheiden lassen wolle. Und das wolle er. Aber vorerst könne er an diesen Freund und an das Hotel noch nicht glauben.

Das sei etwas anderes, lenkte Radochla ein. Wenn Oskar Schröder nicht in die Sache hineingezogen werde und niemals erfahre, daß er, Seidenspinner, den Verräter gespielt, ließe sich das hören.

Aber müsse das denn gleich sein? Er habe eine wichtige geschäftliche Reise vor und könne sie kaum verschieben, ohne nennenswerten Verlust zu erleiden.

Darüber geriet Herr Melchior in große Erregung. Natürlich müsse die Sache sofort in Angriff genommen werden, denn man könne nicht wissen, wie lange seine Frau und Herr Schröder noch befreundet blieben. Was die wichtige Reise und den nennenswerten Verlust anbetrafen, so erwies sich Melchior nicht als schwerhörig. Er habe sich wohl gedacht, daß so etwas Geld koste, aber darauf komme es jetzt nicht so an. Die Scheidung werde wohl noch mehr verschlingen.

Er bot dem anderen 3000 Gulden, zahlbar nach erfolgter Überführung seiner Frau.

Herr Seidenspinner lachte. So schlau sei er schon gewesen, als er noch in den Windeln lag. Zahlbar selbstredend vorher. Sie feilschten hin und her und einigten sich schließlich, daß Seidenspinner die Summe erhalten solle in dem Augenblick, in dem Melchior sich mit eigenen Augen von der Untreue seiner Frau überzeugt habe.

„Aber in bar“, sagte Radochla, „ich nehme keine Schecks.“

„Wie Sie wünschen, Herr Seidenspinner.“

Dann trennten sie sich.

(Fortsetzung folgt)

Das Karussell.

Von Hermann Wagner.

Das, was ich im Nachstehenden berichten will, klingt so unwahrscheinlich, daß es mir niemand glauben wird. Es ist trotzdem buchstäblich wahr. Bianto selbst hat es mir erzählt.

Sie fragen, wer Bianto ist? Er ist einer der ausgetrocknetsten Halunken, die mir je begegnet sind. Damals, als das Nachfolgende passierte, stand Bianto unmittelbar vor seiner Hochzeit mit Jenny. Das Aufgebot war schon erfolgt, das Hochzeitskleid war fix und fertig, das Hochzeitsessen war schon gerichtet, und sogar eine Wohnung war schon da. Bianto konnte absolut nicht mehr zurück, was ihm alle, die ihm nicht wohl wollten, natürlich gönnten. Jenny war eine Frau, die keinen Spaß verstand. Es hieß allgemein, daß sie, die schon mit zwei Männern fertig geworden war, auch mit Bianto fertig werden würde.

Ich traf Bianto am Tage vor seiner Hochzeit auf der Straße und benützte die Gelegenheit, ihm mein herzlichstes Beileid auszudrücken. Aber er winkte mir ab, indem er darauf hinwies, daß es noch lange nicht so weit sei. „Die Nürnberger“, sagte er, „hängen keinen, ehe sie ihn haben.“ Und er lachte höhnisch, bog in eine Nebenstraße ein, und ich sah ihn erst wieder, als man ihn vier Monate später als Geheiß aus der Irrenanstalt entließ.

Am nächsten Morgen aber, als Bianto von seiner Wirtin, Frau Bandhase, eben die letzten Tröstungen für seinen bevorstehenden schweren Gang zum Standesamt empfing, ereignete sich etwas Furchtbares. Da verlor Bianto

etwas, das er seit seinem Lebens noch niemals belesen hatte, nämlich seinen Verstand. Er breitete plötzlich, als Frau Bandhase ihm eben in den Hochzeitsstrahl hinein blicken wollte, beide Arme aus, drehte sich ringend und pfeifend im Kreise und rief in einemfort: „Meine Herrschaften, steigen Sie ein! Fahren Sie mit, meine Herrschaften! Die Tour kostet nur zehn Pfennig!“

Frau Bandhase riß Ohren und Mund auf, starrte Bianto entsezt an, schnappte nach Luft und sagte: „Herr Bianto, sind Sie verrückt geworden?“

„Sie dumme Gans“, antwortete ihr Bianto grob, „so stören Sie doch nicht den Betrieb! Sehen Sie nicht, daß ich arbeite?“

„Sie arbeiten?“

„Ja, ich drehe mich.“

„Wozu drehen Sie sich?“

„Weil ich ein Karussell bin, . . . Fahren Sie mit, Frau Bandhase! Die Tour kostet nur zehn Pfennig!“

Da wurde es Frau Bandhase unheimlich, und sie lief schreiend auf die Straße hinaus, um Leute herbeizuholen. Man drang bei Bianto ein und sah erstaunt zu, wie sich ein erwachsener Mensch, der noch dazu festlich gekleidet war, ununterbrochen ringend und pfeifend im Kreise drehte. Die gaffende Menge schien ihn noch mehr anzusehen, denn er lud sie mit marktstrolcheiherischen Worten ein, doch einzusteigen und mitzufahren, da ja die Tour nur zehn Pfennige kostete.

„Und denken Sie“, erzählte Frau Bandhase aufgeregt den Leuten, „dieser Mann sollte heute vormittag Hochzeit machen!“

„Der Arme!“ sagte bedauernd ein junges Mädchen.

„Er ist verrückt geworden“, erklärte ein alter Mann.

„Da muß man die Polizei holen. Er könnte sonst ins Toben kommen.“

„Mein Gott, meine Möbel!“ schrie Frau Bandhase angstvoll auf und lief auch schon nach der nächsten Straßenecke nach einem Schuttmann.

Der Schuttmann kam, besah sich den Fall und tippte schließlich dem sich noch immer schwindend im Kreise drehenden Bianto auf die Schulter: „Heda, Mann! Hier ist die Polizei! Was machen Sie denn?“

„Ich drehe mich“, antwortete Bianto. „Ich bin ein Karussell!“

„Ein Karussell? Na, schön. Haben Sie auch die amtliche Erlaubnis, sich zu drehen? Und wie steht es mit der Lustbarkeitssteuer? Haben Sie die bezahlt?“

Da stutete Bianto und blieb stehen. Er griff in die Hosentaschen, als suche er etwas. „Nein“, sagte er beschämt, „einen Gewerbeschein habe er noch nicht. Aber die Lustbarkeitssteuer wollte er pünktlich bezahlen.“

„Gut“, sagte der Schuttmann, „dann kommen Sie mit aufs Amt, damit wir die Sache gleich regeln.“

Bianto lachte dumm, kratzte sich am Kopf, leistete aber weiter keinen Widerstand, sondern ging willig mit zur Wache. Dort gab er auf die Frage, wer er sei, zur Antwort, daß er ein Karussell sei. Ein ganz neues Karussell, das soeben seinen Betrieb eröffnet habe und das willens sei, einen Gewerbeschein zu lösen und Lustbarkeitssteuer zu bezahlen.

„Unsinn“, sagte der Kommissar, „Sie sind doch Herr Erich Bianto. Wissen Sie nicht, daß Sie heute Hochzeit machen sollten? Hier steht Ihre Braut!“

Wahrhaftig, man hatte Jenny verständig, und die Bedauernswerte stand in ihrem Hochzeitskleid nun da, in Wut und in Tränen aufgelöst, ein Bild des Jammers.

„Erich, kennst du mich denn nicht? Ich bin Jenny, deine Braut!“

Bianto sah gleichgültig mitten durch sie hindurch, als sei sie blauer Dunst. Und plötzlich breitete er wieder die Arme aus, drehte sich im Kreise und sang und piffte dazu und imitierte einen spektakelnden Feiertänzer.

„Ach, Herr Kommissar“, protestierte die verzweifelte Jenny, „glauben Sie ihm nicht, dem Schurken, er verstellt sich nur! Weil er mich heiraten soll, spielt er mit einem Mase den Verrückten! Aber mir kann er nichts vormachen! Ich durchschaue ihn! Er ist ein Schwindler!“

„Immer näher getreten, meine Herrschaften“, schrie Bianto, „immer eingestiegen und mitzufahren, die Tour kostet nur zehn Pfennig!“

„Er muß in eine Anstalt“, sagte achselzuckend der Kommissar, „da ist nichts zu machen.“

Und er zwang die wütende Jenny, von dem sich konstant drehenden Karussell, das sie unbedingt zum Stehen bringen wollte, abzulaufen, ließ ein Auto kommen und Bianto von zwei Schutzleuten ins Krankenhaus überführen, von wo aus er nach zwei weiteren Tagen zur Beobachtung seines Geisteszustandes in eine Anstalt verbracht wurde.

In dieser Anstalt verblieb Bianto vier Monate. Man wußte mit ihm nichts anzufangen und man wurde aus ihm nicht klug. Es gab Tage, da er einen völlig normalen Eindruck machte. Aber dann setzte er es sich plötzlich wieder in

den Kopf, daß er ein Karussell sei, das sich nicht drehen dürfe, weil ihm der Gewerbeschein noch fehle. Und da hat er die Arzte lebentlich, man möge ihm diesen Gewerbeschein doch besorgen, was man ihm denn auch versprach.

Eines Tages aber ging in der Anstalt ein Brief ein, in dem Jenny Bianto mitteilte, daß er sich ihrerwegen nicht weiter strapazieren möge, da sie sich inzwischen anderweitig verlobt habe und deshalb auf seine wertige Person verzichte.

Von diesem Tage an besserte sich der Zustand Biantos recht merklich. Er besserte sich in einem solchen Maße, daß man Bianto nach Verlauf von weiteren vier Wochen als geheilt aus der Anstalt entlassen konnte.

Erst einige Jahre später, als Jenny auch von ihrem dritten Manne wieder geschieden war, vertraute es mir Bianto unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit an, daß er niemals verrückt gewesen sei, sondern den Verrückten zu jener Zeit nur gespielt habe.

„Mir blieb damals“, so sagte er, „nur die Wahl zwischen Jenny und dem Irrenhaus. Hätte ich Jenny geheiratet, dann wäre ich bestimmt verrückt geworden. So wurde ich es nur scheinbar. Und heute bin ich wieder völlig gesund.“

So, das ist die verrückte Geschichte von Bianto, die dieser durchtriebene Salunk mir persönlich erzählt hat und für deren Wahrheit ich mich verbürge. Bianto lebt heute noch und hat es zu Ansehen und Geld gebracht. Woraus wohl zur Genüge hervorgeht, daß er schon immer nicht nur ein normaler, sondern ein in jeder Beziehung tüchtiger Mensch gewesen ist.

Konjul.

Von Peter Paul

Konjul war kein richtiger Konjul, er wurde nur so gerufen und war unser Hund. Als wir ihn für drei Taler adoptierten, war er so mollig und klein wie ein Pelzbandschuh, bald aber war er so groß wie ein Pelzmuff und wuchs und wuchs immer mehr. Als er endlich sein Wachstum abgeschlossen hatte, war Konjul so groß wie ein Kalb. Die Rasse? Nein, rassenrein war er nicht — den treuherzigen Blick in dem wolligen mächtigen Kopf hatte er von einem Bernhardiner, die Ohren standen hoch und spit, wie bei einem Wolfshund, das Fell war weich wie Samt, mit rostbraunen und weißen Flecken und stammte wohl von einem Schottenspiß, die Beine waren kräftig, sonst ohne besondere Charakteristik, den Schweif aber trug er stolz wie eine Fahne, nach Neufundländer Art. Entsprechend dieser Rassenmischung vereinte Konjul auch sämtliche Charaktereigenschaften dieser Rassen in sich. Meine Frau liebte aber nur die guten Seiten. Das süße Tierchen begann bald mit seinen ersten Kunststücken, die darin bestanden, meine Schuhe durch sämtliche Zimmer zu schleifen; fand ich sie endlich in einem Winkel, so waren sie meist mit den Endprodukten einer guten Verdauung gefüllt. Protestierte ich gegen diese Verwendung meiner Schuhe, dann argumentierte meine Frau: „Das süße Tierchen! Wie du so alt warst!“

Als Konjul älter wurde, hielt er mehr von Gardinen, Tischdecken, und mit besonderer Leidenschaft gab er sich den Blüschstricken am Sofa hin. Meine Frau, die jedes Aischenhäufchen von meiner Zigarre mit bösen Vorwürfen registrierte, lächelte selig über Konjuls Ungezogenheiten. Als Konjul aus den Jünglingsjahren war, wurde er manierlicher, so lange, bis er in die Sturm- und Drangperiode kam — und die kam über Nacht.

Es waren wirklich schwere Tage, beziehungsweise Nächte, die uns Konjul bereitete. Konjul verschwand wiederholt plötzlich, und sofern ihn nicht der Hundefänger anbrachte, kam er erst nach einigen Tagen wieder. Unser armer Konjul, wie sah unser gepflegter Konjul dann jedesmal aus. Zerbißene und zerzaute, das weiche Fell verfilzt und verdreckt; aber wenn er dann mit seinen biedereren, treuherzigen Blicken uns wohlwollend musterte, als ob er sagen wollte: „Na, freut Ihr euch, daß ich wieder da bin?“ — dann war Frauchen überglücklich und alles vergaßen und vergessen. Konjul wurde gebadet und gesalbt, massiert und frisiert und bekam zum Lohn noch eine extra feine Leberwurst. Wenn ich dagegen Einwendungen erhob und meine Meinung äußerte, daß dies doch keine Erziehung wäre, Konjul müßte mal eine ordentliche Tracht Prügel bekommen, dann sagte meine Frau verächtlich: „Du kannst nicht einmal eine Frau richtig behandeln — also!“, und Konjul bestimme zustimmend.

Überhaupt das Verhältnis zwischen Konjul und Frauchen! Nie habe ich im entferntesten das Vertrauen genossen, das Konjul zu teil wurde. Wenn das neue Frühjahrskostüm oder die Badereise aus finanziellen Gründen verweigert wurde, dann erstigte Frauchen ihre Tränen und ihren Weisheitsrat in Konjuls Flanellfell: „Du bist doch der

„Best, mein Süßer.“ „Kann ich aber bittst und wollte meine Frau trüffen, so flüchtete Konful eifersüchtig gegen mich die Zäbne.

Und dann fuhren wir doch mit Konful ins Bad. Konful wurde bald der Schreden der Kurverwaltung und der Kurgäste. Da war zunächst seine Passion der kleine Teich in den Anlagen, in welchem er zu gern seine Schwimmkünste zeigte. Nach Absolvierung des Bades raste er, noch pudelnah, zwischen die Beine der Promenierenden und rief sich vergnügt an den arten Sommerloletten der entsehten Spaziergängerinnen trocken. Eine andere Passion Konfuls waren die Jagdaründe in den Rosenbosquets, wo es Maulwürfe gab. Konful schaufelte zunächst mit seinen Vorderbeinen (als ob er auf Akford arbeitete), daß die Boden nur so spritzten, legte dann prüfend seine Nase an, stemmte sich mit den Hinterbeinen gegen die Rosenstöcke, buddelte, witterte, prüfte, jaulte und blies, bis er endlich ein so tiefes Loch gegraben hatte, daß nur noch der sich gegen den Kosmos stemmende Hinterteil zu sehen war. Stürzte dann endlich der entwurzelte Rosenstock über Konful, so riß er entseht aus; aber die Kurverwaltung, die kein Verständnis für Konfuls Viehhäbereien hatte, präsentierte mir das Strafmandat. Wo Konful auftauchte, flohen Bonnen mit ihren Kinderwagen, denn bei seinem vehementen Temperament warf er alles, was sich ihm in den Weg stellte, über den Haufen. Meine Frau aber sagte zu den Kindern: „Konfulschen tut euch nichts! Konfulschen beißt nicht, nicht wahr, mein Hundchen? Gib dein Pfötchen — so, mein Konfulchen.“ Und Konful ließ sich streicheln und trauchen — bis er plötzlich ein Kätschen oder einen harmlosen Spatz entdeckte, dann riß er seinen Rachen weit auf, wie ein Tiger, brüllte: „Wau — wau — wau!“, machte einen Satz, daß rechts und links die erschreckten Kinder heulend hindurzelten und — weg war er.

Neben Mäusen, Raben und Maulwürfen jagte Konful besonders leidenschaftlich auch Federvieh, das er dann stols apportierte! Aber auch die schönsten Hundstage gehen einmal zu Ende — das sollte auch Konful erfahren.

Wir waren längst wieder zu Hause. Seit einiger Zeit beobachtete ich, daß von meinem Holzplatz Bretter wegkamen, und Konful wurde der ehrenvolle Auftrag zu teil, die Diebe, die an den Zaun geschrieben hatten: „Wer auf Gott vertraut und feste Bretter klaut, bald 'ne gute Laube baut!“, zu fassen.

Einige Tage blieben die Diebe aus, und meine Frau sagte eines Tages resolut: „Das ist die letzte Nacht, die Konful draußen zubringt.“ Es war wirklich die letzte Nacht in seinem tatentreichen Leben. Am nächsten Morgen fand man Konful tot auf — nur die gestohlenen Bretter und das vergiftete Wurstaipfelende verrieten das nächtliche Drama. So endete Konful, der Unvergessliche, ein Opfer seiner Treue und einer vergifteten Leberwurst, und ward unter den Tränen der Hinterbliebenen bestattet.

Neue Bücher

„Gespräche Friedrichs des Großen mit Cati“ Übertragen von Wills Schühler. (Georg Kumpers Verlag, Leipzig.) Heinrich Alexander de Cati, von Geburt ein Schweizer aus Morges am Genfer See, Studierender an der Universität Utrecht, reiste im Juni 1755 auf einem Flußboote nach Amsterdam. Unterwegs plauderte er lebhaft mit einem Herrn in schwarzer Perücke und zintfarbenem Gewande, der sich für den Kapellmeister des Königs von Polen ausgab. Erst später wurde ihm bekannt, daß es der König von Preußen gewesen war, und nach sechs Wochen empfing er die ehrenvolle Aufforderung, als Vorleser an den Hof des Monarchen überzusiedeln. Eine Krankheit hinderte ihn damals, dem Wunsche des Königs nachzukommen, und erst zwei Jahre später, als der Ruf erneut an ihn erging, begab er sich zu dem einstigen Reisegefährten, um in dessen Dienst zu treten. Der Vorleser und Freund des Königs gibt in seinen Aufzeichnungen über Erlebnisse und Gespräche mit dem König ein getreues Bild des Menschen Friedrich, wie er sich einem Vertrauten gegenüber in den verschiedenen Stimmungen zeigte. Die abwechslungsreiche Fülle der Ereignisse und ihre Beurteilung machen das Buch besonders interessant.

* Joseph Delmont: „In Ketten“ (Zeloten). Roman. (Verlag Fr. Wils. Grunow, Leipzig.) Der mit dem sensationell phantastischen Roman „Die Stadt unter dem Meere“ bereits erfolgreiche Autor gestaltet hier den Gegensatz zwischen dem alten und neuen Rußland auf dem Wege zum Bolschewismus, verweben mit dem Ringen des alten und neuen Judentums. In atemlosem Tempo gleiten die geschilderten Ereignisse vorüber und verdichten sich zu farben-

reichen, lebendigen Bildern aus den Verzerrten, Gestalten und Einöden Sibiriens. Einzelnheiten werden durch die große Linie erhöht und erfahren zwangsnötig die Einfügung in das Gesamtbild des Weltgeschehens.

* Sigrid Undset: „Kristin Lavransdatter“. 2. Band „Die Frau“. (Kittlen und Loening, Verlag, Frankfurt a. M.) Von dem groß angelegten Lebensroman der nordischen Dichterin, die im vorigen Jahr als Kandidatin für den Nobelpreis genannt wurde, ist nunmehr der zweite Band, herausgegeben von I. Sandmeier, erschienen. Erzählte der erste Band von den Kinder- und Mädchenjahren der Heldin, die mit der Hochzeit abschloffen, so wird hier die Ehe mit Erlend geschildert. Die Grundverschiedenheiten zwischen Mann und Weib, das Nichtteilhaben des Mannes am Erlebnis der Mutterschaft und die daraus entstehenden Spannungen, die Süßigkeit des einander aufs neue Finden und die Bitterkeit des um so heftigeren Wiederauseinanderfahrens, das Zueinander der kleinen häuslichen Ereignisse und Gespräche und der großen Schicksalswenden — das alles ist wieder meisterhaft und mit virtuöser Einfühlung in das Erlebnis und die Gestalten der Dichtung geschildert, so daß man nach der Lektüre dem für den Herbst in Aussicht gestellten, das große Epos zum Abschluß bringenden dritten Bande mit Spannung entgegenfieht.

* Frank Hurley: „Perlen und Wilde“. Abenteuer in der Luft, an Land und auf See in Neuguinea. (F. A. Brockhaus, Leipzig.) Zurück zur Steinzeit — so will es uns manchmal scheinen — führt uns dies neue Brockhaus-Reisewerk. Hurley entdeckt einen verschollenen urzeitlichen Stamm tief im Innern Neuguineas an einem sagenhaften See: Konfiager. Was Hurley alles sieht und schildert, kann hier nur angedeutet werden. Entdeckung der Korallenriffe, seltsame Witwen- und Trauerbräuche, Zwergvögel im Innern, ein Flug in einem Tropengewitter, eine Tauchfahrt nach Perlen, die Schädelkriecher und Abmenschen der Eingeborenen, Leben der Tiere, eine Jagd auf Seetische — auf die Fülle des Gesagten kommt es in diesem Buch nicht einmal an, das Wie ist die Hauptsache! Der Hauptreiz liegt nicht in der Darstellung atembeklemmender Abenteuer und Gefahren, wenigstens auch davon viel zu berichten ist, sondern in dem immer aufs neue fesselnden Eigenleben des Forschers. Eine starke Persönlichkeit lernen wir kennen, die dem Buch seinen dauernden Wert gibt und es zum Geschenk besonders empfiehlt. Es ist mit so tiefer Natur- und Menschenliebe geschrieben, daß jeder danach greifen sollte, der für ein paar Stunden den Staub und die Nervenqual unserer sogenannten Zivilisation in der Schilderung der Schönheit eines unberührten Landes und unberührter Naturmenschen vergessen will. Ein besonderes Wort noch verdienen die Bilder. Hurleys Landschaftsaufnahmen zeigen wirklich das Gesicht der Landschaft. Die Porträts- und Altstudien zeigen neben häßlichen alten Betteln und grauenhaften Traben alter Zauberer und Konfiager ideale Schönheit der Naturmenschen. Die Erläuterungen der Bilder stehen außerhalb der fortlaufenden Erzählung und entlasten das Buch daher von allen sonst vielleicht lehrhaft anmutenden Einschaltungen.

* „Tiertafeln für Schule und Haus“. Aus dem naturwissenschaftlichen Unterrichtswerte von Prof. Dr. D. Schmeil mit Text von Dr. I. Kuhlhorn. (Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig.) Das bekannte Schmeil'sche Unterrichtswerk verdankt seine große Beliebtheit nicht zum letzten der Schönheit und Reichhaltigkeit seines Abbildungsmaterials. Um dieses wertvolle Material noch mehr, als es bisher möglich war, für die Belehrung der Jugend zu verwerten, erscheint jetzt neben der bereits vorhandenen Zusammenstellung der Pflanzen- eine solche der Tiertafeln. Die meisterhaften farbigen Bilder nebst den zahlreichen prächtigen Naturaufnahmen sind hier zum Nutzen aller Naturfreunde in einem stattlichen Bande gesondert vereint. Durch die Zusammenarbeit von Naturforscher und Künstler entstanden, zeigen sie feinste künstlerische Durcharbeitung und technisch vollendete Wiedergabe. Jeder Tafel entspricht eine Textseite. Die knappe, jedoch erschöpfende Beschreibung führt den Leser auf kürzestem Wege in das bunte, vielfältige Leben unserer heimischen sowie der fremdländischen Tierwelt ein.

* Selmutz Falkenfeld: „Einführung in die Philosophie“. (Deutsche Buchgemeinschaft, G. m. b. H., Berlin SW. 61.) Daß die Philosophie nicht, wie viele Menschen glauben, eine unnütze Beschäftigung ist, sondern eine nützliche Wissenschaft für jedermann, der den Wunsch hat, mit Hilfe seines Verstandes sich über gewisse Fragen klar zu werden, über die ihm keine Einzelwissenschaft Antwort gibt, dafür gibt das vorliegende Buch den besten Beweis. Mit sicherer Hand führt Falkenfeld in den Kampf der Meinungen großer Philosophen und gibt so ein einfach zugängliches und doch tief belehrendes Buch.